

Vom Kummer des Daheimgebliebenen

Robert Walsers Geschichte vom verlorenen Sohn

Es waren nicht die Märchen, es waren vielmehr biblische Geschichten, die mir als Kind ein mulmiges Gefühl verursachten. Die Märchen gingen am Ende ja immer richtig aus: Die Guten wurden belohnt, die Bösen bestraft. So eindeutig war das bei den biblischen Geschichten oft nicht, vor allem wenn sie von Geschwistern handelten. Und geradezu umgekehrt verhielt es sich ja nun bei dem Gleichnis vom verlorenen Sohn: Der Lump, der seine Eltern verlassen hat, sein ganzes Erbe durchgebracht, der schließlich im Dreck landet und als Schweinehirt vor sich hinvegetiert – er wird vom Vater bejubelt, als er reuig zu Hause wieder angeschlichen kommt. Der Vater schenkt ihm Schmuck und neue Kleider und lässt ein Kalb für ihn schlachten. Da steht nun der ältere Bruder daneben, der all die Jahre sparsam zu Hause gelebt und geschuftet hat: „Wieso wurde niemals für mich ein Kalb geschlachtet?“ Eine berechnete Frage, die der Vater mit dem Satz beantwortet: „Aber du bist doch immer um mich gewesen!“

Und das Kind im Kindergottesdienst sollte daraus lernen: Erstens ist es nicht nett, wenn du auf deinen jüngeren Bruder neidisch bist. Zweitens: Wenn du immer artig bist, dann ist das doch Lohn genug. Ja, wenn das so in der Bibel steht, muss man es wohl glauben. Aber es bereitete mir Kopfzerbrechen. Irgendwie fand ich, dass der Vater das Problem des älteren Bruders nicht richtig verstanden hatte.

Wenn ich mir überlegte, wie dem Älteren zu helfen sei, dann fand ich: Das müsste nun doch der jüngere, der verwöhnte verlorene Bruder tun. Der müsste doch wissen, wie dem Älteren zumute ist. Es hat lange gedauert, bis ich eines Tages entdeckte: Es hat tatsächlich einmal einen „verlorenen Sohn“ gegeben, der Verständnis für diesen Daheimgebliebenen zeigte. Das war der Schweizer Dichter Robert Walser, der unter den großen Schriftstellern des frühen 20. Jahrhunderts ja bis heute ein gewisses Schattendasein führt. Zu Lebzeiten nahm ihn kaum einer ernst. Er war der Sonderling unter seinen Geschwistern, der nicht daran dachte, etwas Rechtes zu lernen, sondern sich mit Aushilfsjobs über Wasser hielt, die er so schnell wechselte wie das Hemd. Ein Sonderling blieb er auch im Literaturbetrieb. Nicht die Bohne scherte er sich um den Erfolg seiner Bücher. Oft hatte er zu wenig zum Essen und zum Heizen, oft war er furchtbar einsam. Aber das hinderte ihn nicht, auf eine einzigartige Weise das Lob des Lebens zu singen. In funkelnde Poesie verwandelte er noch den kleinsten Spaziergang. Schließlich verbrachte er viele Jahre still und friedlich in einer psychiatrischen Klinik, wo er seine Ruhe hatte, vor sich hinschrieb, aber auch den Tisch deckte und die Wege fegte, als immer williger Patient.

Mit 39 Jahren, schon ziemlich erfahren im Verlorensein, schrieb Robert Walser seine kleine „Geschichte vom verlorenen Sohn“, in der er sich aber nun gerade des daheim gebliebenen großen Bruders annimmt. So fängt die Erzählung an:

Wenn ein Landedelmann nicht zwei Söhne gehabt hätte, die glücklicherweise vollständig voneinander abstachen, so würde eine lehrreiche Geschichte unmöglich haben zustande kommen können, nämlich die Geschichte vom verlorenen Sohn, die mitteilt, dass der eine von den beiden verschiedenartigen Söhnen sich durch Leichtlebigkeit auszeichnete, während der andere durch denkbar soliden Lebenswandel hervorragte.

Da wird sie schon hörbar, diese besondere Tonlage Robert Walsers, bei der wir nie so richtig wissen, wie uns geschieht. Gewichtig ernst klingen die Sätze und sind gerade so von leisem Spott durchzogen, bloß durch eine kleine Verschiebung des Blickwinkels. Nicht dem biblischen Text gilt die stille Ironie, sondern der verbreiteten Gewohnheit, Söhne zu begutachten und zu vergleichen: Was haben sie vorzuweisen? Nur dass es hier eben nicht moralisch gewertet wird: Der eine ragt durch soliden Lebenswandel hervor, der andere zeichnet sich durch Leichtlebigkeit aus. Das kommt so harmlos daher, wie wenn ein Vater sagt: Gustav spielt Fußball und Johannes ist im Tennisclub. Und gerade so geht es dann auch weiter:

Während der erstere artig ausriss und hübsch eilig auf und davon rannte, hielt sich der zweite beständig erstaunlich brav an Ort und Stelle auf und erfüllte mit unglaublicher Regelmäßigkeit seine tägliche Obliegenheiten. Während der eine weiter nichts Besseres zu tun hatte als abzdampfen und fortzugondeln, wusste leider wieder der andere weiter nichts Gescheiteres anzufangen, als mitunter vor lauter Tüchtigkeit, Ordentlichkeit und Artigkeit und Nützlichkeit schier umzukommen.

Nun ist es noch deutlicher: Nicht ein gehorsamer und ein ungehorsamer Sohn begegnen uns in der Geschichte, sondern zwei verschiedene Lebensentwürfe. Und man ahnt schon, dass der Junge, der sich für den soliden Lebenswandel entschieden hat, gar nicht so viel zu lachen hat. Alle seine guten Eigenschaften sind doch mit einer gewissen Langeweile verbunden. Es gibt keine inneren oder äußeren Aufregungen in seinem Leben, keine großen Herausforderungen, keine Krisen – es geht einfach nur immer so weiter. Tüchtig, ordentlich, nützlich. Aber solange der andere, der leichtlebige Bruder in der Ferne verloren geht, ist diese Lebensweise mit sich im Reinen.

Es kommt der Punkt, an dem der rebellische Bruder sein Treiben bereuen muss. Er ist ganz unten gelandet, im Morast bei den Schweinen. Er kann sich nicht mehr selbst ernähren. Jetzt ist er auf Erbarmen angewiesen – und es wird ihm reichlich zuteil. Das ist die Pointe des biblischen Gleichnisses. Der Verlorene wird mit Jubel wieder aufgenommen, er ist wieder da. Aber was der Daheimgebliebene jetzt empfindet, das ist doch nicht bloß Neid. Robert Walser beschreibt es so:

Wenn vermutet werden darf, der Fortgelaufene habe das Fortlaufen ernstlich bereut, so wird nicht weniger vermutet oder angenommen werden dürfen, dass der Daheimgebliebene sein Daheimbleiben tiefer bereute, als er dachte. Wenn der verlorene Sohn innig wünschte, dass er lieber nie verloren gegangen wäre, so wünschte sich seinerseits der andere, nämlich der, der nie weggegangen war, durchaus nicht weniger innig oder vielleicht noch inniger, dass er doch lieber nicht beständig zu Hause geblieben, sondern lieber tüchtig fortgelaufen und verloren gegangen wäre, oder er sich auch ganz gern einmal gehörig würde habe heimfinden wollen.

So ist es eben nicht, dass der Daheimgebliebene sich eines gänzlich erfüllten Daseins erfreuen konnte. Auch er hat etwas zu bereuen: Einiges fehlt in seinem Leben: Er hat keine großen Abenteuer bestanden, er ist durch keine tiefe Krise gegangen, ist sich selbst nie im Scheitern begegnet. Es ist nicht nur das gemästete Kalb, das er dem Bruder neidet, es ist auch die Schweinenahrung, die der Weggelaufene kennen gelernt hat – die Erfahrung der Ausgeliefertseins, der Schuld, des Schmerzes. Wer den Fall ins Bodenlose nicht kennt, dem bleibt eben auch die Auferstehung versagt:

Der wackere Zurückgebliebene hätte auch ganz gern einmal tüchtig tot und hernach wieder tüchtig lebendig sein mögen, um erleben zu dürfen, dass ihm alle Liebe naturgemäß wie wild entgegentäme.

Die Schuld, die Schande, die Blamage – all das Furchtbare, was er sein Leben lang tunlichst vermieden hat – plötzlich ist es genau das, was ihm fehlt:

Der sich sein Lebtage nie etwas hatte zuschulden kommen lassen, würde auch ganz gern einmal schuldig gewesen sein. Der immer einen anständigen Rock getragen hatte, würde auch ganz gern ausnahmsweise einmal recht zerlumpt und abgerissen ausgesehen haben. ... Der nie Fehler begangen hatte, würde vielleicht auch ganz gern einmal armer Sünder gewesen sein. Unter so holden Umständen verlornen Sohn zu sein, war ja geradezu ein Genuss, doch der Genuss blieb ihm ein für allemal versagt.

Der Genuss des Erbarmens bleibt dem verwehrt, der es nie gebraucht hat. Wer nie schief angesehen wurde, weil er armselig aussah, wer sich nie schämen musste, weil er nichts vorzuweisen hat, dem fehlt die Erfahrung der Gnade. Und so versteht Robert Walser den Daheimgebliebenen als einen, der doppelt entbehrt. Es fehlt ihm Beides: das Erlebnis des Abgrunds und das Erlebnis der Auferstehung.

Aber ist das nicht doch Unfug? Kann es denn überhaupt sein, dass ein Mensch wirklich so fühlt: Mir fehlt die Blamage, mir fehlt das Scheitern, mir fehlt die Armut ?

Oder treibt Robert Walser nicht doch Spott mit dem Daheimgebliebenen, der sich so unzufrieden vom Fest fernhält?

Natürlich höre ich den feinen Spott in seinen Zeilen. Aber dabei fühle ich mich – anders als seinerzeit im Kindergottesdienst – doch auch auf eine wundersame Art verstanden: So toll ist es eben gar nicht, immer brav zu sein. Gerade wenn ich es geschafft habe, mein Leben in sichere, geordnete und anerkannt nützliche Bahnen zu lenken – gerade dann fehlt mir auch etwas. Ich merke es vielleicht gar nicht. Nur dass eine gewisse Gleichförmigkeit herrscht, die nicht gerade aufregend ist. Niemals würde ich nun sagen: Ich müsste mal richtig auf die Nase fallen, damit es wieder spannend wird.

Aber das kann ich schon nachfühlen: Diese andere Seite des Lebens, für die der verlorene Sohn steht, sie ist nicht das, was ich um jeden Preis vermeiden muss. Im Gegenteil – sie gehört möglicherweise sogar dazu, damit sich ein Leben erfüllt. Ein Dasein, das nie durch den Abgrund gegangen ist, bleibt eben unausgelotet.

Wenn ich Robert Walser darin folge, dass es die Reue des Daheimgebliebenen wirklich gibt – und in gewisser Weise hatte ich diese Ahnung ja schon als Kind – dann führt mich das allerdings zu einem ziemlich kühnen Gedanken. Denn dann muss ich ja folgern, dass solche Werte wie „Sicherheit“ und „Anerkennung“, nach denen doch alle streben, durchaus zweifelhaft sind. Wenn ich immer nur auf Sicherheit und Anerkennung bedacht bin, lande ich irgendwann bei der Reue des Daheimgebliebenen. Ich bin nie verloren gegangen. Der Genuss des Erbarmens bleibt mir versagt. Die Werte des Daheimgebliebenen, sie sind auch so etwas wie Gefängnismauern, die ihn daran hindern, die andere Seite des Lebens jemals zu durchschreiten.

Am Ende ist die Geschichte vom verlorenen Sohn sogar noch stachliger, als sie mir schon im Kindergottesdienst vorkam. Der ältere Sohn, der Daheimgebliebene ist wirklich in einer fatalen Situation. Was ihm fehlt, kann durch kein Erbarmen gelöst werden. Robert Walser, der liebevolle Spötter, schreibt denn auch zum Schluss: Vom Standpunkt des Daheimgebliebenen aus gesehen hätte die Geschichte vom verlorenen Sohn nie erzählt werden dürfen.

Nun ist es ja auch eine biblische Geschichte. Sie erzählt vom Reich Gottes, wo es bekanntlich etwas anders zugeht als sonst üblich. Üblicherweise sorgen die Daheimgebliebenen schon dafür, dass die verlorenen Brüder nicht ungeschoren davorkommen. Die Lücke im Lebenslauf wird auch den Reumütigen nachhängen. Mindestens als ein Raunen im Familienkreis. Robert Walser selbst ist ja immer ein Verlorengegangener geblieben.

Er wurde niemals mit offenen Armen bejubelt. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sein Bettler-Dasein selbst zu feiern und zu lieben. Das ist ihm so gut gelungen, dass ich schon manchmal gedacht habe, dieser Dichter war tatsächlich im Reich Gottes zu Hause.

Nun glaube ich aber doch, dass der Verlorene und der Daheimgebliebene nicht unversöhnt bleiben müssen. Eine Versöhnung findet ja schon statt, wenn ich die Geschichten von Robert Walser lese und mich von seinem Blick auf die Welt anstecken lasse. Da gewinne ich doch Distanz zu meiner fleißigen Bürgerlichkeit und

teile die Freuden des tapferen Taugenichts. Was mir fehlt, das kann ich mir doch geben lassen vom Anderen. Und so könnte es doch immer sein, wenn wir Daheimgebliebenen uns neben die Verlorenen stellen und von ihnen wissen wollen.

Musiknachweis: Sergej Prokofieff: Klavierwerke, Titel: Flüchtige Visionen; Interpret: Evgeni Koroliov.

Zitiert nach: Robert Walser, Träumen, Sämtliche Werke in Einzelausgaben, Zürich, 1978/1985.